

Neue Bücher zum Wählerverhalten in Deutschland

Bytzek, Evelyn und Sigrid Rofsteutscher (Hrsg.): Der unbekannte Wähler? Mythen und Fakten über das Wahlverhalten der Deutschen, Campus Verlag, Frankfurt am Main 2011, 319 Seiten, € 29,90.

Merz, Stefan: Das Kreuz mit dem Kreuz. Unentschlossene Wähler in Deutschland, Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2010, 202 Seiten, € 29,-.

Erste Skepsis breitet sich aus, wenn man sich Titel und Inhaltsverzeichnis des von *Evelyn Bytzek* und *Sigrid Rofsteutscher* herausgegebenen Sammelbandes ansieht: Der plakative Begriff des „Mythos“ dient als Aufhänger für das Werk. Jedoch begründen die beiden Herausgeberinnen diese Benennung in der Einleitung, indem sie eingängig darstellen, wie die Ungleichzeitigkeit von wissenschaftlichen Erkenntnissen und öffentlichem Interesse bezüglich der Ursachen von Wahlentscheidungen zu allerlei Behauptungen im politischen Diskurs führt.

Der Band verfolgt daher das Ziel, diese neuzeitlichen „Mythen“ durch Beiträge namhafter Wahlforscher und Konfrontation mit empirischen Fakten auf Herz und Nieren zu prüfen und so dem (nicht erwähnten) „Logos“ gegenüberzustellen. Viele Autoren sind Mitarbeiter des DFG-Forschungsprojekts German Longitudinal Election Study (GLES), dessen Daten auch meist als empirische Grundlage der Beiträge dienen.

Zugleich soll das Buch aber auch für ein breites Publikum leicht lesbar bleiben, vielleicht mit der Absicht verbunden, die empirische Überprüfung der Mythen möge diejenigen erreichen, die dieselben verbreiten. Aufgrund dieser Ausrichtung darf man daher keine erschöpfende und methodisch allzu detailreiche Analyse der jeweils auf circa 20 Seiten behandelten Themen erwarten. Glücklicherweise verzichten die Autoren dennoch nicht auf statistische Methoden, sondern stellen lediglich die Ergebnisse meist grafisch aufbereitet und damit auch für Leser ohne statistische Grundkenntnisse verständlich dar. Diese Vorgehensweise erweist sich als gelungener Kompromiss.

Die Stärke des Werks liegt in den breit gestreuten, meist hochaktuellen und vieldiskutierten Themen, wie zum Beispiel der Frage der Personalisierung der Politik (im Beitrag von *Aiko Wagner*), der Bedeutung von TV-Duellen (*Thorsten Faas* und *Jürgen Maier*), der Auswirkung von Nichtwählern auf die Demokratie (*Armin Schäfer*) oder dem vielzitierten Ende der Volksparteien (*Thomas Poguntke*). Außerdem wird (angeblich) von der „Norm“ abweichendes Verhalten von Ostdeutschen (*Oscar W. Gabriel*) sowie von Frauen (*Ina E. Bieber*) genauso untersucht wie Effekte des Lebenszyklus und der Kohorte auf die Wahlbeteiligung (*Simone Abendschön* und *Sigrid Rofsteutscher*). Den bundesdeutschen Eigenheiten Großer Koalitionen mit möglichen Abstrafungseffekten für große Parteien (*Evelyn Bytzek*) sowie des deutschen Zweitstimmenwahlrechts mit Splittingmöglichkeit (*Franz Urban Pappi*) sind ebenfalls eigene Kapitel gewidmet.

Einige Beiträge bieten dem mit dem Forschungsgebiet vertrauten Leser eher wenig Neues, so zum Beispiel die Debatte über den Begriff der Volksparteien oder der von *Philipp Scherer* verfasste Artikel mit der eher rhetorischen Titelfrage „Spielt Ideologie für Parteien und Wähler keine Rolle mehr?“. Neuland hingegen betritt der innovative Text von *Thorsten Faas*, *Ansgar Wolsing* und *Sascha Huber* zur Beeinflussung von Wählern durch über Twitter veröffentlichte Wahlprognosen. Die Autoren benutzen dabei mittels Online-Fragebogen

ein experimentelles Setting, um den Effekt von Prognosen über den Wahlausgang auf die Wahlabsicht messbar zu machen.

Bernhard Wefels sorgt in seinem Beitrag zu Wechselwählern mit der systematischen Unterscheidung verschiedener Wechselwählertypen und deren empirischer Erfassung für eine Versachlichung der Debatte, während *Ruth Beckmann*, *Philipp Trein* und *Stefanie Walter* die Auswirkung der Wirtschaftslage auf die Wahlentscheidung untersuchen. Dies ist sehr zu begrüßen, denn hierzulande wurde jahrelang der wirtschaftlichen Situation in der Wahlforschung weit weniger Aufmerksamkeit zuteil, als dies zum Beispiel in den Vereinigten Staaten der Fall ist.

Im Ergebnis werden viele der „Mythen“ als solche auch entlarvt, da sie sich empirisch kaum bestätigen lassen. Dem abschließenden Ratschlag der Herausgeberinnen, sich zukünftig mit spektakulären, aber nicht haltbaren Thesen zurückzuhalten und stattdessen häufiger zu fragen „Stimmt denn das?“, kann man vollauf zustimmen.

In der Untersuchung „Das Kreuz mit dem Kreuz“, die auf seiner Dissertation beruht, richtet *Stefan Merz* den Blick auf eine politisch hochrelevante Gruppe von Wählern: die kurz vor der Wahl noch Unentschlossenen. Die Hoffnungen der Parteien richten sich jeden Wahlkampf erneut darauf, diese noch unsicheren und womöglich wahlentscheidenden Wähler im Schlussspurt auf ihre Seite ziehen zu können. Meinungsforscher hingegen möchten möglichst verlässlich abschätzen können, ob die noch Unentschlossenen am Wahltag tatsächlich wählen und wie gegebenenfalls ihre Entscheidungen ausfallen.

Die sinnvoll gegliederte Arbeit beginnt nach der Einleitung damit, dass *Merz* durch Anwendung der klassischen Wahltheorien Hypothesen generiert. Diese operationalisiert und überprüft er danach im großen Empiriekapitel, dem Herzstück der Untersuchung. Drei Fragekomplexe sind für ihn dabei von Belang und werden der Reihe nach abgehandelt: Wie viele Unentschlossene gibt es in Deutschland, und wie entwickelt sich deren Anzahl im Wahlkampf sowie im längerfristigen Trend? Was sind die Gründe für die Unentschlossenheit der Wähler? Welche parteipolitischen Prägungen kennzeichnen diese Gruppe, und wie entscheiden sie sich schließlich in der Wahl, sprich: Welcher Partei nützen die Unentschlossenen? Außerdem wird untersucht, welche Einstellungen unentschlossene Wähler zum politischen System und seinen Akteuren besitzen.

Als Datenbasis werden universitäre Vorwahlstudien der Bundestagswahlen 1994 bis 2005 sowie Daten des DeutschlandTRENDS und Nachwahlbefragungen (Exit-Polls) von Infratest dimap verwendet. Bei diesem Institut ist der Autor auch beruflich tätig. Methodisch benutzt *Merz* vor allem zahlreiche übersichtlich gestaltete Kreuztabellen; hinzu kommen Zusammenhangsmaße sowie leider nur einmal eine logistische Regression. Multivariate Analysen, die Variablen mehrerer Theorieansätze gleichzeitig testen, wären wünschenswert gewesen.

Merz definiert Unentschlossene als diejenigen Befragten, die entweder bei der Sonntagsfrage keine Partei nennen („weiß nicht“) oder die zwar eine Partei angeben, jedoch ausdrücken, dass sie in ihrer Entscheidung eher oder sehr unsicher sind (S. 66 f.). Ausgeschlossen werden Befragte, die angeben, dass sie sicher nicht zur Wahl gehen werden, auch wenn sie die genannten Bedingungen erfüllen. Durch diese Definition kann die Anzahl Unentschlossener gemessen werden. Allerdings hätte es sich auch angeboten zu überprüfen, ob die beiden Gruppen der noch überhaupt nicht festgelegten Wähler einerseits und der nur Unsicheren andererseits wirklich so ähnlich sind, oder ob nicht unterschiedliche Ursachen beide kennzeichnen. Für die Nachwahlbefragungen greift *Merz* auf die Frage zurück, wann

die Wähler ihre Wahlentscheidung getroffen haben und definiert diejenigen Befragten, die sich erst in den letzten Tagen vor der Wahl entschieden haben, als „Spätentscheider“. Da die Gruppen der Unentschlossenen und Spätentscheider sich erheblich überschneiden dürften, ist damit eine Gegenprüfung der Ergebnisse möglich.

Die Anzahl der Unentschlossenen nimmt jeweils unmittelbar vor der Wahl deutlich ab, aber erst seit 2002 oder 2003 sind zum jeweils gleichen Zeitpunkt Wahl für Wahl mehr Unentschlossene zu beobachten. Zuvor zeigen sich sogar umgekehrte Entwicklungen. Daher bleibt ungewiss, ob der häufig angenommene langfristige Trend sich in Zukunft fortsetzen wird.

Was die Gründe für Unentschlossenheit anbelangt, so erbringt der sozialpsychologische Ansatz (wieder einmal) die besten Ergebnisse: Am deutlichsten ist der Einfluss der Parteiidentifikation, dazu treten Effekte der Kandidateneinschätzung und der Problemlösungskompetenz. Hat der Wähler hinsichtlich dieser drei Kriterien keinerlei Präferenzen, erhöht dies die Wahrscheinlichkeit, dass er unentschlossen sein wird. Wenn sich außerdem Widersprüche zwischen seiner Parteiidentifikation und seiner Kandidatenpräferenz oder der Problemlösungskompetenz ergeben, fördert dies Unentschlossenheit. Darauf aufbauend teilt *Merz* die Unentschlossenen in vier Typen ein: jene mit klaren beziehungsweise leichten Präferenzen, jene mit ernsthaften Widersprüchen sowie jene ohne Präferenzen.

Durch die Konfrontation mit den Daten werden auch die gern gepflegten Vorstellungen von den Unentschlossenen als politisch hochinteressierter und ungebundener Elite einerseits sowie als für alle Angebote der Parteien empfängliche und leicht zu gewinnende Masse andererseits entkräftet. Unentschlossene weisen stattdessen deutlich weniger Interesse an Politik auf; Vertrauens- und Zufriedenheitswerte mit dem politischen System und seinen Akteuren fallen signifikant geringer aus als bei festgelegten Wählern.

Politisch stehen Unentschlossene überproportional häufig der SPD nahe (bezüglich Sonntagsfrage, Parteiidentifikation, Kandidaten- oder Lösungskompetenzbewertung). Wie *Merz* feststellt, ist dies für die SPD aber Fluch und Segen zugleich: Ihre potentiellen Wähler sind der Partei weniger treu als Anhänger der CDU und müssen auch stärker motiviert werden, wählen zu gehen. Die Spätentscheider wählen sogar überdurchschnittlich oft kleinere Parteien.

Daneben streift *Merz* – soweit für seine Fragestellungen notwendig – auch die interessanten Themen der Nichtwahl sowie des Stimmensplittings, das zum Beispiel unter Spätentscheidern häufiger auftritt.

Insgesamt stellt die Arbeit eine lesenswerte Untersuchung eines aktuellen Themas dar, das neben Wissenschaftlern und Meinungsforschern auch Vertreter politischer Parteien interessieren dürfte.

Philipp Weinmann